

Tobias Bulang

Die andere Enzyklopädie – Johann Fischart's *Geschichtklitterung*¹

Abstract: Johann Fischart's parody of encyclopaedic literature was first published in his German translation of Rabelais' „Gargantua“ as „Geschichtsschrift“ (1575), in later editions as „Geschichtklitterung“ (1582, 1590). The German author provides an astonishing number of catalogues, among them an exuberant list of ‚Iusoria‘ (names of games and entertainments), which is with more than six hundred entries significantly larger than Rabelais' famous catalogue of two hundred seventeen games. Within their literary and epistemological contexts, these catalogues indicate the anti-encyclopaedic character of Fischart's novel. In their poetical excesses, they show Fischart's efforts to obscure and transgress the rules of knowledge and knowledge-organisation, thus exposing the other side of encyclopaedic order.

Keywords: encyclopaedia, Johann Fischart: *Geschichtklitterung*, François Rabelais: *Gargantua*

Prof. Dr. Tobias Bulang: Germanistisches Seminar, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg, Deutschland, E-Mail: tobias.bulang@gs.uni-heidelberg.de

Die Biene, die ihre Blütenlese betreibt, aus den vielen Blumen den Nektar zusammenträgt und zu Honig verarbeitet, diente bereits den Enzyklopädikern des Mittelalters immer wieder als Gleichnis für das Zusammentragen von Wissen aus verschiedenen Texten der Tradition. Sie sahen ihre Aufgabe darin, das Beste aus den alten Autoren zu kompilieren und ihren Lesern in Gestalt eines so generierten Weltbuches eine ganze Bibliothek zu ersetzen (von Stackelberg 1956; Meier 1984,

¹ Teile dieses Beitrags sind unter anderer Schwerpunktsetzung in einem Sammelband veröffentlicht worden (Bulang, Spiele 2010), der aus einer Magdeburger Ringvorlesung zum Thema „Literatur und Spiel“ hervorgegangen ist. Da sich die Fragestellung des vorliegenden Dossiers zu Roman und Enzyklopädie grundsätzlich von jener der Magdeburger Ringvorlesung zur Poetik literarischer Spielszenen unterscheidet, mir das Material jedoch für beide Themen einschlägig zu sein scheint, habe ich mich für eine erneute Bearbeitung entschieden. Außerdem meine ich, dass Fischart's *Geschichtklitterung* in der hier entfalteten Reihe enzyklopädischer Romane nicht fehlen sollte.

477; Sturlese 1993, 220ff.; Luff 1999, 121ff., 136, Anm. 67). Unter den vielen Varianten des Bienengleichnisses findet sich auch eine in der *Geschichtklitterung* Johann Fischarts. Fischarts 1575 zuerst erschienene und dann 1582 und 1590 deutlich erweiterte Übertragung von François Rabelais' *Gargantua* enthält gegenüber der Vorlage eine Fülle von Zusätzen, in denen sich eine eigene Auseinandersetzung mit dem Leitfossil enzyklopädischer Programmatik findet. Das Bienlein Fischarts erscheint im Zusammenhang von Ausführungen, die dem Wein und dem Rausch als Voraussetzungen von Dichtung gelten: „Nüchtern stinckt eym der Athem, wann man voll ist, schmeckt mans nicht: Ich bin Bienenart, mit öl töd man mich, mit Wein macht man mich lebendich. Nun ist dennoch eyn Bienlin, auch eyn feins Thierlin, dz Honig scheidt.“ (Fischart 1977, 30). Fischart wendet das Bienengleichnis skatologisch, das Bild der honigscheidenden Biene invertiert den Topos der Enzyklopädik, dem Ausscheiden des Honigs entspricht ein bestimmter Umgang mit Wissen in einem Roman, der sich als die andere Enzyklopädie bzw. das Andere der Enzyklopädie generiert. Wie sich dies vollzieht, möchte ich im Folgenden anhand eines Verzeichnisses von ca. sechshundert Namen für Spiele aus Fischarts Roman untersuchen. Ihm entspricht ein vorgängiger Spielekatalog in Rabelais' *Gargantua*, der allerdings nur zweihundertsiebzehn Einträge enthält. In einem ersten Schritt untersuche ich Rabelais' Katalog, widme mich dann anderen Katalogen Fischarts, um die Spezifik des Spielekatalogs in der *Geschichtklitterung* vergleichend herauszuarbeiten, und schließe mit einigen Bemerkungen zum Verhältnis von Roman und Wissen.

I Das Spieleverzeichnis im *Gargantua* bei Rabelais

Ein Katalog mit Spielbezeichnungen im zweiundzwanzigsten Kapitel von Rabelais' *Gargantua* listet litaneiartig die Namen von zweihundertsiebzehn Spielen auf (Rabelais 1973, 98–105; Rabelais 1992, 73–76). Seine besondere Komik entfaltet dieser Katalog unter anderem im Rahmen einer Bildungssatire. Rabelais' Riesenzögling Gargantua durchläuft zwei kontrastiv aufeinander bezogene Bildungswege. Der Vater beschließt, sich um die beste Ausbildung seines Sohnes zu sorgen, nachdem er sich bei einem gemeinsamen Besäufnis mit dem fünfjährigen Infanten von seiner überragenden Intelligenz überzeugen konnte. Gargantua hatte seinem Vater auseinandergesetzt, welches der beste Arschwisch der Welt sei. Der *filius* hatte nicht nur verschiedene Garderobenstücke seiner Mutter, sondern auch diverses Blattwerk und einige Tiere auf die Eignung zu diesem Zweck gründlich geprüft (vgl. Michel 2004, 280; Bachorski 2006,

378ff.). Gargantuas Vater beschließt, die Begabung seines Sohnes durch ausgewiesene Lehrer der Sorbonne zu fördern.

Für die erste Ausbildungsphase ist zunächst der gelehrte Doktor der Philosophie und Beredsamkeit Tubal Holofernes zuständig. Um seinem Zögling das ABC so beizubringen, dass er es vorwärts und rückwärts aufsagen kann, braucht er mehr als fünf Jahre. In weiteren sechzehn Jahren nehmen die beiden dann einige wenige jener Texte in schlechtem Latein durch, welche die Humanisten als *faeces litterarum* verspottet und verdammt hatten (vgl. Screech 1979, 144f.). Hier wird mit dem scholastischen Bildungssystem abgerechnet (vgl. Kellner 2008; Schilling 2011, 79–82). Als Gargantuas Vater das Ausmaß der intellektuellen Verwahrlosung seines Sohnes erfasst, wird ein neuer Lehrer angestellt, der Ponokrates heißt. Um zu erfahren, wie das bisherige Studium seines Zöglings verlaufen war, beobachtet Ponokrates ihn eine Weile, ehe er die Lehre aufnimmt. Was er wahrnimmt, entsetzt ihn: Gargantua erwacht zwischen acht und neun Uhr (eine für humanistische Verhältnisse absolut unangemessen späte Zeit), wälzt sich im Bett herum und kleidet sich ohne vorherige hygienische Aufwände an. Draufhin scheidet und pisst er, rotzt sich die Kehle frei, rülpst, furzt, gähnt, spuckt, hustet, schnappt nach Luft und schneuzt sich, um sich sodann dem Fraße und dem Suff hinzugeben. Die obsessive Beschäftigung des Zöglings mit Exkrementen hatte sich bereits in der Erfindung des besten Arschwisches gezeigt; in der undiätetischen Lebensform sowie in der Beschäftigung mit literarischem Mist wird sie ebenso manifest. Der weitere Tagesablauf sieht oberflächliche und zeitraubende religiöse Praktiken, opulente Konsumption von Fleisch, Würsten und Wein sowie exzessives Spielen vor (eben hier findet sich der Katalog mit den zweihundertsiebenzehn Spielbezeichnungen). Zum Studieren bleibt kaum Zeit.

Unter der Anleitung seines neuen humanistischen Lehrers nun vollzieht der Zögling die totale Abkehr vom Schmutz und vom Fäkalischen (vgl. Bachorski 2006, 374), alle Koordinaten seiner früheren Ausbildung werden Schritt für Schritt ins Gegenteil verkehrt: Er steht um vier Uhr auf, rekapituliert bereits bei der gründlichen Morgentoilette den Stoff des Vortags, Leibesübungen und Studien wechseln einander ab, gegessen und getrunken wird in Maßen. Zwar wird weiterhin gespielt, nun aber mit didaktischem Ziel. Inszeniert wird also der Vorgang einer Disziplinierung, die neben anderen Ausschweifungen des Leibes auch das exzessive Spielen hinter sich lässt.

Das Rabelais'sche Spiele-Verzeichnis hat somit zunächst eine satirische Funktion innerhalb der Bildungsdiskussion (vgl. Kellner 2008; Schilling 2011, 79–82). Die Spiele stehen dafür, wie Gargantua, anstatt sich den *studia humanitatis* zuzuwenden und ein weiser und gerechter Herrscher zu werden, nutzlos die Zeit vertrödelt. Aber eine ausschließliche Interpretation des Spielkatalogs als Bildungssatire würde Rabelais in keiner Weise gerecht werden. Hier ist die

bemerkenswerte Überschüssigkeit des Katalogs zu veranschlagen. Um Gargantuas Studieneifer als nutzlose und schädliche Betätigung abzutun, hätte ein knapper Hinweis auf seine Spielsucht genügt, die Auflistung von zweihundertsiebzehn Spielen erscheint demgegenüber dysfunktional. Im Roman wird nach dem üppigen Mittagsmahl ein Teppich über die Tafel gebreitet, woraufhin man Karten-, Würfel- und Brettspiele herbeibringt. In diesem Sinne wäre nun zu erwarten, dass Rabelais' Katalog lediglich Spiele dieser Art enthalte. Das ist aber nicht der Fall. Bei allen Schwierigkeiten, jeden der verschiedenen Spielnamen bei Rabelais konkreten Spielpraktiken seiner Zeit zuzuordnen (vgl. Regis 1839, 98–111; Rabelais 1912, 187–212), zeigt sich doch deutlich, dass hier neben Karten-, Würfel und Brettspielen auch Kinderspiele, die nicht auf Tischen gespielt werden können, sowie diverse Geschicklichkeitsspiele, Ratespiele und sportliche Betätigungen wie beispielsweise Schlittenpartien und ähnliches mitgelistet werden. Der Katalog der Spiele übersteigt also die im Roman inszenierte Spielsituation, er ist ihr gegenüber heterogen, weshalb weitere Funktionen dieses Katalogs anzunehmen sind. Eine davon ist in einer Parodie des Wissens zu sehen.

Denn die satirische Stoßrichtung des Katalogs wird überlagert von einem enzyklopädischen Impuls, der hier auf eine gewisse Vollständigkeit des Aufgelisteten zielt. Damit aber tritt Rabelais' Inszenierung der Spiele in einen Bezug zur Fachliteratur seiner Zeit. Dies zeigt sich bereits in der gewählten Form: der Parodie eines gründlichen Verzeichnisses. Um hier einen genaueren Anhaltspunkt für die Wertung einer solchen Parodie zu gewinnen, möchte ich einen kurzen Blick auf die Thematisierung von Spielen in der enzyklopädischen Literatur der Zeit werfen. Ich wähle dazu eine weit verbreitete Enzyklopädie der Renaissance, Polydore Vergils *De inventoribus rerum*. Im dreizehnten Kapitel des zweiten Buches finden sich Ausführungen über die Erfinder der Spiele bei den Griechen und Römern. Dort ist von Würfel- und Ballspielen sowie anderen *lusoria* die Rede, welche die Lydier erfunden hätten, um sich in einer Notlage vom Hunger abzulenken. Erzählt wird auch, dass Xerxes die Brettspiele erfunden habe, insbesondere das Schachspiel, mit dem Ziel, dem König vorzuführen, dass er auf Unterstützung angewiesen sei. Die Nützlichkeit dieser Erfindungen wird deutlich betont. Aber auch weniger nützliche Spiele werden behandelt, wie zum Beispiel das Fingerraten, von dem es heißt, dass es in Italien viel gespielt werde, dass aber ernste Leute dies unterlassen würden. Es finden sich bei Polydore Vergil deutliche Vorbehalte gegen das Spielen: Es sei zum Training für Kriegszwecke zwar geeignet, man müsse aber Maß halten, weil die jungen Männer dadurch in Schande geraten könnten, worauf bereits Cicero hingewiesen habe (Polydorus Vergilius 2002, 2.12.7; Polydor Vergil um 1560, fol. 119r).

Der Verweis bezieht sich auf das Buch über die Pflichten *De officiis*, das sich an Ciceros Sohn Marcus in Athen richtete. Bei ihm handelte es sich um einen in der

antiken Überlieferung sattem bekannten Wüstling (vgl. Seneca 1990, VII, 13; Plinius 1996, XLV, 147). Man solle sich nicht seinem *appetitus* hingeben, schreibt Cicero, denn die Natur habe uns nicht zu Spiel und Scherz erschaffen, sondern für den Ernst und für bedeutende Aufgaben (Cicero 2008, 103f.). Was Cicero in diesem Sendschreiben an seinen Sohn über Scherz und Spiel ausführt, entspricht dem, was Humanisten propagierten. Dem Spiel wird wohl eine gewisse Lizenz eingeräumt, der gemessene Ernst jedoch ist das eigentliche Metier der Gelehrten. Der Erholung vom Ernst der Studien war in humanistischen Äußerungen zum Thema insbesondere die Zeit während des Essens zugemessen. Hier war Scherzen und Lachen erlaubt – ein Topos, der mit der Vorstellung einer positiven Wirkung des Lachens auf den Affekthaushalt verbunden ist, welche insbesondere der Verdauung zugute komme (vgl. Gibson 2006, 106–123). Rabelais greift ihn auf, wenn er eingangs scheinbar züchtig betont, die Abfassung seines Romans habe lediglich die Zeit des Essens und Trinkens in Anspruch genommen, was freilich bereits als Parodie des Topos zu betrachten ist: Schließlich wird allenthalben betont, dass Pantagruel ununterbrochen säuft und frisst (vgl. Kellner 2009, 242; Bulang 2011, 389–394).

Vor diesem Hintergrund kann der Witz des Rabelais'schen Katalogs als Wissensparodie deutlicher hervortreten. Die Exuberanz des Spiels und des Spielens ist nicht nur Gegenstand einer kritischen Distanzierung, sondern zugleich Prinzip des Inventars selbst: Die Namen der Spiele wuchern aus und die auf den ersten Blick in scheinbar übersichtlichen Kolumnen geordneten Daten erweisen sich schnell als heterogenes und unter keinen gemeinsamen Nenner zu bringendes chaotisches Sprachgeschehen, welches die Restriktionen und Ordnungsansprüche der enzyklopädischen Literatur hinter sich lässt.

Die ostentative Ausbreitung des Beiläufigen aber erscheint nicht nur als Parodie auf Enzyklopädik, sondern ihrerseits als poetischer Exzess, der alle Vorbehalte hinter sich gelassen hat (vgl. Warning 2011). In Rabelais' Katalogen artikuliert sich eine überschüssige Imagination, die lustvoll ausgestellt wird und unberechenbar ist.

II Fischarts Kataloge

Fischart hat mit seinem Roman *Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung* bekanntlich Rabelais' *Gargantua* ins Deutsche übertragen. Wie Rabelais nimmt auch er das Wissen seiner Zeit auf, kommentiert und parodiert es. Beide Romane enthalten neben der erzählten Geschichte Auseinandersetzungen über Religion, Medizin, Politik, Jurisprudenz, Philosophie und weitere Wissensbereiche. Allenthalben hinzugefügt werden in Fischarts Übertragung Wortballungen, Rekurse auf zeitgenössische Wissensliteratur aller Sparten, Sprichwörter, deut-

sche Liedtexte, eine Fülle literarischer Exempel, die sich bei Rabelais nicht finden lassen, durch die aber gleichwohl die Rabelais'schen Praktiken der intertextuellen Anspielung und der Anhäufung von Wörtern im Rahmen einer in vieler Hinsicht veränderten Diskurslandschaft fortgeführt werden (Seelbach 2000; Kellner 2009; Bulang 2011, 227–489). Fischart ergänzt weitere Zusätze von Auflage zu Auflage, so dass die dritte Auflage von 1590 ihre Vorlage quantitativ etwa um das dreifache übersteigt. Die Geschichte der Wundergeburt, der Kindheit und der frühen Heldentaten des Riesenprinzen Gargantua, seiner Studien in Paris und seines siegreichen Kampfes gegen den Tyrannen Pikrochol wird durch das in den Roman eingelassene Wissen regelrecht verschüttet.

Das Rabelais'sche Prinzip der Erstellung von Wortlisten wird dabei potenziert. Im Einzelnen zeigt sich, dass Fischart hierzu Wörterbücher, Fachliteratur und andere Schriften seiner Zeit exzerpiert hat: Für einen Katalog von über fünfzig Weinsorten nutzte er die *Sieben Bücher Von der Würtembergischen Fürstlichen Hochzeit* von Nikodemus Frischlin, ein Verzeichnis von Käsesorten wurde aus der *Teutschen Speiszkammer* des Hieronymus Bock und aus einem Kapitel über Käsefertigung aus dem *Buch über die mitnaechtigen Völker* von Olaus Magnus zusammengestellt, eine Liste von Kriegsgeschützen aus Leonhard Fronspergers *Kriegsbuch*, ein Verzeichnis von Bergwerksinstrumenten und Hauerzeug aus der deutschen Übersetzung von Agricolas *De re metallica* (vgl. Seelbach 2000, 282–499; Bulang 2010, 293–298; Bulang 2011, 344–356, 394–466).

Rabelais' *Gargantua* wird so zum Anlass, den lexikalischen Möglichkeitsreichtum der deutschen Sprache, die *copia verborum*, zu exponieren. Es geht hier um die Vorführung der Benennungspotentiale deutscher Sprache, Fischart's *Geschichtklitterung* kann als poetisches Seitenstück zu den Bemühungen zeitgenössischer Lexikographen des Deutschen gelesen werden (vgl. Bulang, Manierismus 2010, 291–300). Aber nicht nur einzelne Wörter werden bei Fischart in Katalogen inventarisiert. Auch ca. hundert Texte bekannter Lieder – die Fischart überwiegend zeitgenössischen Einblattgedrucken entnahm – werden in der *Geschichtklitterung* angespielt, indem Liedanfänge oder andere Bruchstücke wiedergegeben werden. Dies zeigt sich besonders in der monumentalen Collage von Saufliedern, die in der *Geschichtklitterung* ein ganzes Kapitel füllt (vgl. Weinberg 1986, 55–63; zu weiteren collagierten Passagen vgl. Williams 1910; Brednich 1973; Bulang 2011, 356–360). Ähnliches lässt sich für den Umgang mit Sprichwörtern feststellen. Fischart, der für die *Geschichtklitterung* Sprichwörter-sammlungen von Erasmus, Agricola, Sebastian Franck, Egenolff, Andreas Gartner und Eberhard Tappius nutzte, bündelt die dort versammelten Weisheiten an verschiedenen Stellen des Romans (Hauffen Bd. 1 1921/22; 206, Gerke 1953).

So wie Fischart den deutschen Wortschatz und die Lieder im Rahmen des Romans exponiert, so verfährt er auch mit Sprichwörtern. Die *Adagia* des Erasmus

(1500) hatten eine Fülle von Sprichwortsammlungen inspiriert, unter anderem jene Heinrich Bebels (1508), der mit seinem Kompendium ein deutsches Äquivalent für die griechisch-römische Philosophie und Rhetorik anstrebte, um so das Nicht-Barbarische der deutschen Überlieferung zu betonen (Graf 1993, 291f.; Mertens 2005, 159f.). Die deutschen Sprichwörter kommen bei ihren Sammlern des sechzehnten Jahrhunderts als germanische Ersatzantike zum Einsatz. Sie kompensieren den Mangel einer germanischen Entsprechung für die Philosophie und Beredsamkeit des griechischen und römischen Altertums. So geht es auch Sebastian Franck in seiner Sammlung zunächst darum, dass den Jungen dasjenige „möcht fürgetragen und eingepleuet werden [...] was jre ältern geredt / für war / von der erfahrung gelert gehalten haben,“ dann aber bezweckt er auch „gegen gantz teutscher Nation / meinen geneigten willen als eingeborner teütscher (der ich eifferig ob disem einem großen vatterland jr heil und bestes zu suchen/ in ubung stehe) zu eweisen.“ In einer zweiten Vorrede („Von vnder-scheyd vnder sprichwörter / Gesetz / vnd Lere“) werden die Sprichwörter als Abkürzungen dargestellt, in denen sich die irdische und ewige Wahrheit in dichter Form verbirgt; in ihnen, die bei allen Völkern sich finden, sind die Weisheitslehren und die Gesetze enthalten (Franck 1541, † 4).

In Fischarts Kompilation deutscher Sprichwörter in der *Geschichtklitterung* ist ein weiteres Mal eine gezielte Inventarisierung kultureller Ressourcen vor dem Hintergrund einer Sammelpraxis des sechzehnten Jahrhunderts auszumachen. Dabei wird mitunter die patriotische Programmatik des germanischen Sprichworts gegen die französische Vorlage von Fischarts Roman akzentuiert. So geschieht es beispielsweise, als sich Gymnastes, der Sportlehrer des Gargantua, von der Schlacht entfernt, nachdem er den Hauptmann der Gegner getötet hat. Wo Rabelais philosophische Sätze als handlungsleitende Prinzipien anführt, bietet Fischart wiederum Kompilationen von Sprichwörtern. Gymnastes hatte durch atemberaubendes Voltigieren auf dem Pferd dem feindlichem Heer den Eindruck vermittelt, der leibhaftige Teufel stehe vor ihm. Als die Krieger daraufhin panisch die Flucht ergreifen, verfolgt er sie und tötet viele, nicht zuletzt den Hauptmann Tripet, dem er mit einem Schwertstreich den Magen, Dickdarm und die Hälfte der Leber zerfetzt, woraufhin dieser zu Boden geht und noch während des Fallens mehr als vier Topf Suppe von sich gibt „und mit der Suppe auch seine Seele“ (Rabelais 1992, 120). Nach dieser Heldentat zieht sich Gymnastes zurück, und um die Begründung dieses Rückzugs geht es im Folgenden:

Hierauf zog sich Gymnastes zurück. Er war der Ansicht, dass man dem Glück nicht solange nachjagen solle, bis es sich in sein Gegenteil verkehre, und dass es jedem Ritter gezieme, mit eben diesem Glück dankbar umzugehen, statt es herauszufordern und zu strapazieren. Also stieg er auf sein Pferd und gab ihm die Sporen und nahm in Begleitung von Prelinguand den direkten Weg nach La Vaugyon. (Rabelais 1992, 120)

Gymnast ist ein kluger Krieger. Er handelt weise und nach Prinzipien, die er beim Handeln berücksichtigt: Glück ist nicht beständig und es ziemt sich nicht für einen Ritter, das Glück herauszufordern. Soweit Gymnastes Alltagsphilosophie bei Rabelais. Fischart baut genau hier ein Rudel Sprichwörter ein. Nach dem schrecklichen Tod des Hauptmanns, der in der *Geschichtklitterung* Stümmelwurst heißt, werden folgende Erwägungen des Gymnastes ausgeführt:

Welches nach dem der Gimmnaste verrichtet, zohe er wider ab, inn bedenckung, daß man ein gückfällig wagstück nimmermehr zu keck, soll treiben und vollführen zum entlichen Zweck: und das wolfärgig glück halten ehrerbietig, es nit übertreiben, plagen und bemühen zu viel frechmütig unnd freudenwütig? Dann zu hoch gürtten sprengt die Gurt, zuviel gepack zerreißt den Sack: ein flüchtigen mag inn der flucht auß scham und nottringlichkeit wider der mut wachsen, unnd auß notwehr ein Todwehr machen: Es ist die alt Kriegsregel, ein fliehenden Feind bau ein guldene Bruck, daß er nur bald und sicher drüber ruck, aber vermach dem Fuchs die luck, daß er nicht wider umbruck unnd meh Hennen zuck. Der wegen saß er wider zu Pferd, gab ihm die Sporen, unnd ritt stracks pfads mit seim Gespan wider zu seim Herrn: flucht unterwegs dem Teuffel ein Bein auß dem Arß, unnd das linck Horn vom Kopff, er wolt ihnen auff die Kirchweih kommen. (Fischart 1977, 341f.)

Anstelle der klaren Klugheitsregeln bei Rabelais ist hier wieder eine Fülle von Redensarten und Sprichwörtern kompiliert worden. Hier wird eine andere Weisheit und eine andere Redekunst inszeniert, jene, die sich in den *proverbia germanorum* sedimentiert. Man muss sich vergegenwärtigen, dass dies eine patriotische Implikation hat: An die Stelle lateinischer und ‚welscher‘ Rhetorik treten hier die deutschen Sprichwörter und Redensarten als Ersatzantike. In ihnen manifestiert sich das Erfahrungswissen der alten Deutschen, welches, über Generationen weitergereicht, Maßstäbe für die Orientierung setzt. Fischarts *Geschichtklitterung* ist auch eine Sprichwortsammlung, die zugleich Belege für deren Umsetzung in einer der genuin deutschen Weisheitslehre entsprechenden Redekunst bietet, einhergehend mit Beispielen für die daran ausgerichtete praktische Orientierung. Die *Geschichtklitterung* beansprucht in dieser Weise, einen poetischen Beweis für die patriotische Programmatik der Sammler deutscher Sprichwörter zu bieten (vgl. Bulang 2011, 360–364).

Fischarts Kataloge werden mitunter sprachlichen Manipulationen unterzogen, durch die das ausgebreitete Wortmaterial ins Obszöne und Skatologische gewendet wird. Dies lässt sich anhand des Wurstkatalogs aus dem vierten Kapitel zeigen. Dafür griff Fischart auf den Abschnitt *de cibis* aus dem *Nomenclator omnium rerum* des Hadrianus Junius zurück, einem nach Sachgruppen geordneten Synonymwörterbuch, das für verschiedenste lateinische Wörter die griechischen, italienischen, englischen, spanischen, französischen und niederländischen Entsprechungen bietet (Junius 1567, 88ff.).

Demnach gerüst mit seiten und Prustwehren von gedörreten, gereucherten, gesottenen, gepratenen *per omnes casus* unnd Species Würsten, Halsbesteckten Leberwürsten, Kropffstopffenden würgendenden Pluthunden, glatgehöbleten Schübling und Prätwürsten, Lantz knechtischen Schübelwürsten, räsén Pfefferwürsten, Bauchplehigen Roßwürsten, stulgengigen Mettwürsten, zitterigen Rech und Hasenwürsten, Rosenwürsten, Saltsutzen, Krop-stösigen Plutwürsten und Flämmischen Hillen, [...] die sie zur grösten zier umb den Tisch hencken, daß sie eym auff Schlauraffisch ins maul hencken, und alle andere *omnis generis fartzimina*, welche er alle, wann er zur Zech gieng an gürtel umbher hencket. (Fischart 1977, 75)

Fischart übernimmt die alemannischen und niederländischen Ausdrücke *blut-hund*, *bratwurst*, *metworst*, *Laberwurst*, *blutwurst*, *rosswurst* aus dem *Nomenclator*. Wenn Fischart durch eine geringfügige orthographische Veränderung (,c‘ zu ,tz‘) und durch die Verwendung der deutschen Wörtern vorbehaltenen Schwabacher Kursive (anstelle der Antiqua für Lateinisches) sämtliche Wurstsorten (*farcimina*) zu allen Arten des Furzens („*omnis generis fartzimina*“) makkaronisiert, ist damit die Tendenz seines Arrangements der Lexeme angedeutet: Fischart zielt hier, wie auch sonst oft, auf die Somatisierung der Wörter. Insbesondere führt er die gefüllten Därme der Würste mit menschlichen Verdauungsvorgängen zusammen, wenn von „*Bauchplehigen Roßwürsten*“ und „*stulgengigen Mettwürsten*“ die Rede ist. Das Speiseinventar wird so ins Fäkalische gespielt, man könnte sagen, es werde sprachlich verdaut, was im Lexikon so natürlich nicht vorgesehen ist.

Auch bei Fischarts Gebrauch der Sprichwörter geht die Praxis der Bestandsaufnahme über in die Erfindung neuer Exemplare, wobei die Grenzen zwischen Sprichwort und Bonmot mitunter fließend sind. Die Erwartung, dergemäß eine Jungfrau züchtig die Augen niederzuschlagen habe, fasst Fischart in einen misogynen Spruch, der das Züchtige obszön invertiert, und den er mit einem typischen Sprichworteingang einleitet: „Man sagt doch, ein Jungfrau soll untersich sehen wie ein Sau“ (Fischart 1977, 56). Dass Fischarts Arbeit an Sprichwörtern bei seinen Rezipienten auf ein hohes Maß an Interesse stieß, wird durch die Tatsache belegt, dass dieser Satz in fast allen von mir konsultierten marginalisierten Exemplaren angestrichen ist.

III Das Spieleverzeichnis in der *Geschichtklitterung*

Vor dem Hintergrund solcher Wortsammelpraxis und Bestandsaufnahme deutscher Liedtexte und Sprichwörter sei nun der Spielekatalog in den Blick genommen.

Der umfangreiche Katalog von über sechshundert Spielnamen unterbricht im fünfundzwanzigsten Kapitel die Erzählung. In zwei Spalten angeordnet, erstreckt sich die Auflistung der Wörter und Wendungen über mehrere Seiten. Um einen Eindruck zu vermitteln, sei hier der Beginn des Katalogs wiedergegeben:

Der Flüßen:	Rümpffen:
Des Premiere:	Trumpffen
Den Picarder:	Rum und stich.
Ticke tack:	Auß und ein machen die
Schachmatt:	Meydlin gern.
Lurtsch:	Fickmül:
Des Schultheissen:	Hupff auff, dupff auff,
Des Reißers.	Winterrost.
Des Legens.	Dummel dich gut Birche,
Der 31.	Plinden mäuß.
Marsch	Eselin beschlagen
Hundert eins:	Mit wem hat man gekallt.
Gänßlin beropffen:	Wir geben und nemmen
Welch Kart wilt verstecken,	einander.
die kan ich entdecken.	Nach dem won:
Du der Haß, Ich der Wind	Wer eins thut, thu auch das
Ich hang, ich haffte:	ander
In Himmel, in dHöll:	Sequentz:
Der Wolf hat mir ein	Jeder hab des Mauls acht:
Schäflein gestolen, weil	Der Bonen
ich Käß und Brot will	Des Borers:
holn.	Kochimbert, wer gewint
Trickretrac.	verlört.
Vier Wachtel im Sack	Das widerle, wederle.
Dorn außzihes.	Torment:
Der Unfur.	Den Schnarher:
Der Schantz.	Contemonte
Neun und hundert	Des glücks:
Der Palirmül,	Wer find, der gewint.
Ein und dreissig:	Der Muter:
Krumme neun:	Nu fah den Ball, eh er fall
Rausch:	Der beschorenen Hund,
Umschlagen:	Des Plättlins.
Par mit dem Dantz:	Über eck ins bein,
Trei hundert:	Der hupfelrei:
Der Condemnade.	Ballenripotei:
Non verende:	Tochter laß die Rosen ligen.
Ich vernüg mich:	Schwartzor dorn ist worden
Malcontant:	weiß.
Königs lösen:	Das Pickelspil.
Des Gauchs	Zipffelzehezupffen

Der Rusig Schultheiß aus Morenland:	Die hüpsch als ich, Tölpeltrei:
Wer hat dich geschlagen, ist mir leid für den Schaden, ich reche mein unschuld,	Mit Wasser grüsen: Jeder seh seiner Nächstin die hand.
Burckhart mit der Nasen, komm helff mir grasen.	Der Girlande: Der Fastenbrüder: (Fischart 1977, 239f.).

Wie bei Rabelais werden auch bei Fischart neben Karten-, Brett-, Ball- und Gesellschaftsspielen einige Beschäftigungen gelistet, die man auf den ersten Blick nicht unbedingt als Spiele bezeichnen würde, wie Liedtexte, Sprichwörter und Wortspiele, Rätsel- und Scherzfragen, sowie Namen von Tänzen (vgl. Rausch 1908). Die Heterogenität des gelisteten Datenmaterials war bei Rabelais schon angelegt, wird bei Fischart aber noch forciert. Wie bei den anderen Katalogen wird auch hier das Verfahren der Kompilation und der Quellenexzerption betrieben. Aus Rabelais' Spielekatalog übernimmt Fischart ca. einhundertsechzig Ausdrücke. Etwa fünfundzwanzig Einträge übernimmt er aus dem Kapitel über die *Lusoria* aus dem *Nomenclator* des Hadrianus Junius, insbesondere die niederländischen Ausdrücke (Junius 1567, 319–324). Für eine Reihe von Rätsele, die sich im Katalog finden, ist besonders das Straßburger Rätselbuch *Wölchem an kürtzweill thet zerrinnen* von 1541 zu veranschlagen (vgl. Bismark 2007). Und für die Bezeichnungen von Tänzen kommt u. a. der *Neithart Fuchs* in Frage. Den größten Teil der aufgeführten Spiele hat Fischart jedoch selbst gesammelt.

Im Vergleich mit den anderen Sachkatalogen kommt dem Spielekatalog in der *Geschichtklitterung* eine gewisse Sonderstellung zu. Die übrigen Inventare führen die *copia verborum*, den Möglichkeitsreichtum deutscher Sprache vor, inszenieren ihre Benennungspotentiale. Auch die Ostentation deutscher Sprichwörter und Lieder vergegenwärtigt Ressourcen deutscher Kultur. Verglichen damit scheint der Spielekatalog zunächst ein analoges Phänomen zu sein: eine Versammlung von Lustbarkeiten und Unterhaltungen der Deutschen. Eine solche patriotische Lesart, die aufgrund programmatischer Äußerungen Fischarts durchaus naheläge, verbietet sich aber mit Blick auf die Besonderheiten dieses Katalogs. So werden etwa die niederländischen und französischen Ausdrücke nicht immer übersetzt. Dort wo die Rabelais'schen Spielennamen übersetzt werden, bietet Fischart manchmal durchaus die in deutscher Sprache und Landschaft gegebenen Entsprechungen. So ist davon auszugehen, dass dem Kartenspiel, welches bei Rabelais „a la triomphe“ heißt, im sechzehnten Jahrhundert ein deutsches Spiel entsprach, welches „Tr[i]umpffen“ genannt wurde und sich so bei Fischart findet (vgl. Rausch 1908, XXXVII f.). Allerdings wird gegen dieses Prinzip der Entsprechung auch oft verstoßen, da in Zweifelsfällen irgendwelche, lediglich auf der Wortebene ansetzenden Übersetzungen geboten oder die Rabe-

lais'schen Lexeme verballhornt werden. Ganz offensichtlich kraus wird es dort, wo Fischart den bekannten Ausdruck für das Tarock – bei Rabelais „au tarau“ – mit „des Borers“ übersetzt. Hier spielt zwar die Etymologie des französischen Ausdrucks eine Rolle, um einen deutschen Spielnamen handelt es sich aber mitnichten (Rabelais 1973, 99; Fischart 1977, 240). Bei der Aufschwellung seines Verzeichnisses nimmt Fischart Referenzverlust nicht nur in Kauf, sondern betreibt ihn gezielt. Seine Sammelpraxis wird im Spielekatalog keinem kulturellen ‚Realitätsprinzip‘ verpflichtet, vielmehr wird *copia verborum* um jeden Preis und ohne Rücksicht auf philologische Seriositätsverluste im Sinne einer sprachlichen Materialvermehrung angestrebt, was zu Referenzobstruktionen führt.

Aufgrund der Sprachmischung beschränkt sich der Katalog nicht auf deutsche Ressourcen, sondern bietet ein den deutschen Wortschatz übersteigendes Sprachmaterial. Dieser Befund steht quer zu einer rein patriotischen *copia*-Programmatur. Die Datenexplosion, die Fischart bei der Übertragung des Rabelais'schen Katalogs betreibt, scheint über weite Strecken Selbstzweck zu sein, sie erfolgt um jeden Preis. Mit dem Verzeichnis wird zunächst zwar eine enzyklopädische Form imitiert, der aber inhaltlich keine disziplinierte Durchführung entspricht. Die aufgewiesenen Verfahren der Heterogenese erscheinen weniger als Betriebsunfälle der Übersetzung, vielmehr ist davon auszugehen, dass sie als gezielte Strategien der Proliferation von Sprache und der Obstruktion von Wissen zum Einsatz gebracht werden.

Diesem Spiel mit der Sprache und dem Wissen wird durch die obszönen Elemente des Katalogs noch eine zusätzliche Dimension hinzugefügt. Manchmal ist der obszöne Charakter mehr als deutlich, wie etwa bei dem Ausdruck „Es wolt ein Jungfrau züchtig sein, nam ihn inn die hand und wiß ihn drein“ (Fischart 1977, 247). Manchmal ist eine solche Dimension nur zu vermuten, mitunter kann sie über Intertexte erschlossen werden. Die folgende Reihe von Ausdrücken hat Fischart aus dem *Neithart Fuchs* übernommen, wo sie eindeutig erotisch konnotiert sind: „Das Alefrenzlin greiff ans schwentzlin, Das zünglinspitzlin, fritzenschmitzlin: Das Zeißlin, Mäußlin, Kläußlin, kom inns häußlin, würff ein däußlin“ (Fischart 1977, 241). Auch Incipits und Bruchstücke erotischer Lieder finden sich im Spielekatalog. So führt Fischart z. B. an: „Burckhard mit der Nasen, komm helf mir grasen.“ Hier klingt das Thema der Graslieder an, von denen es eine Sammlung des Frankfurter Druckers Christian Egenolff gab und in denen die sexuellen Bedürfnisse einfacher Menschen, insbesondere der Viehmagd, im Vordergrund stehen (vgl. Müller 1964). Wie auch bei den Rätseln, gibt Fischart nur Bruchstücke an, setzt also bei den Rezipienten Kennerschaft voraus.

Fischart nutzt Datenmaterial obszönen Inhalts und platziert es unter anderen Ausdrücken. Damit aber werden auch die anderen Einträge im Verzeichnis sexuell konnotiert, wodurch ihre Referenz weiter obstruiert wird. Die Bedeutungen

des von Fischart gebotenen Wortmaterials im Spielverzeichnis unterliegen durch solche Anordnung einer erotischen Abdrift, der Katalog wird in den Verdacht einer uneigentlichen Rede über die Sexualität gerückt (vgl. Bachorski 2006, 519 ff.). Die scheinbar wohlgeordneten Kolumnen öffnen so Raum für mehr oder minder diffuse Imaginationen. Weil bei Fischart, anders als bei Rabelais, das Moment der Bildungssatire weit zurückgedrängt ist (vgl. Kellner 2008; Schilling 2011, 82), tritt der poetische Exzess deutlicher hervor. Dies zeigt sich auch an den narrativen Passagen, die das Spielverzeichnis rahmen und somit perspektivieren. Sie lassen sich auf bestimmte Momente einer Spielkritik im sechzehnten Jahrhundert beziehen. Ich beschränke mich auf eine knappe Paraphrase des Spielkapitels aus Sebastian Brants *Narrenschiff*, in dem einige gängige Argumente gegen das Spiel versammelt werden, die dazu geeignet sind, die Pointen von Fischarts Kommentar auf das Verzeichnis genauer herauszuarbeiten.



Nachweis: Von Spylern (Heintz Narr Meister). In: Sebastian Brant: *Das Narrenschiff*. Basel 1494, n 5r.

Auf dem Holzschnitt des Heintz Narr Meisters spielen Männer und Frauen mit Würfeln und Karten, wobei getrunken wird. Eine große Narrenkappe im Hintergrund kommentiert das Geschehen. Eine der Frauen ist den Annäherungsversuchen gleich zweier Männer ausgesetzt: Der eine füßelt, der andere legt seine Hand um die Hüfte der Frau. Eine ganze Reihe von Vorbehalten gegen das Spiel wird im Text zum Bild auf den Punkt gebracht: Es führt zur Verwischung der für den Alltag und die Arbeitswelt so bedeutenden Unterscheidung von Tag und Nacht, es schadet der Gesundheit, mehr aber noch ist es der Frömmigkeit und somit dem Heil abträglich, es unterläuft die Trennung der Geschlechter und führt zu sexuellen Ausschweifungen, notwendige Arbeiten wie das Spinnen werden vernachlässigt, Spielen führt zu Verlusten an Geld und Ansehen, auch die Standesschranken werden unterlaufen.

Fischarts Bemerkungen nehmen alle diese Kritikpunkte aufs Korn, zum Beispiel den ökonomischen Aspekt. Das Risiko hoher pekuniärer Verluste beim Glücksspiel, vor dem in den didaktisch zentrierten Texten ausdrücklich gewarnt wird, strebt Fischarts Gargantua um jeden Preis an:

Es war unserm Spiler wie dem grossen Alexander, der weint daß sein Vatter viel gewan, dann er besorgt er möcht nichts zugewinnen haben: So weint diese unsere Spilgurgel daß sein Vater vil verlor, besorgt sein Vatter ließ ihm nichts daß er auch zu verlieren hett. Warlich rechte Heldenugenden, wann man das Gelt unter die Leut laßt kommen, den Schimmel davon treibt, unnd des gelts ein Meister ist. Jedoch hett er allerley Spiel inn allerley Wehren vor, mit unnd ohn Frauen, ohn und mit Frauen, mit und ohn das gesind, bei Liecht und bei keim Liecht: war gar kurzweilig wie ein Floh im Ohr, lustig wie ein Nasser Sonntag und dasselb spilender und gailender weiß, wie folget, als nämlich spilt er, [...] (Fischart 1977, 239)

Anstelle des Gebots vernünftigen Haushaltens wird hier die totale Verausgabung praktiziert. Der bürgerlichen Tugend der Sparsamkeit wird so die „rechte Helden-tugend“ gegenüber gestellt, die darin besteht, Geld möglichst schnell unter die Leute zu bringen, damit es nicht schimmelt. Auch die bei Sebastian Brant gegen das Spiel vorgebrachten Einwände, es befördere die Unzucht, gefährde die soziale Stabilität und lasse die Spieler den Unterschied zwischen Tag und Nacht vergessen, werden bei Fischart affirmativ in Szene gesetzt: Gargantua spielt mit und ohne Frauen, mit und ohne Gesinde, bei Licht und ohne Licht. Damit ist aber auch der unmittelbar folgende Spielkatalog unter ein bestimmtes Vorzeichen gesetzt: Gargantua beschäftigt sich „spilender und gailender weiß“, womit nahegelegt ist, das folgende Wortmaterial auch auf seine sexuellen und obszönen Konnotationen hin zu lesen.

In diesem Sinne sind auch Fischarts Äußerungen im Anschluss an das Verzeichnis perspektiviert: „Solche bossierliche Rockenstubbarrische Spil, unnd Schlawfrünckliche übungen, sampt eim gantzen Wald mit Rhätersch kont er

so meisterlich zu paß bringen, daß ihm ein lust zu zusehen, unnd zu zuhören war.“ (Fischart 1977, 249). Die Begriffe „Rockenstubnarrische Spil“, „Schlaftrünckliche übungen“ und „eim gantzen Wald mit Rhätersch“ haben bei Rabelais keine Entsprechung. Ich komme zunächst auf die „Rockenstubnarrische[n] Spil“ zu sprechen. Bei den Rocken- oder Spinnstuben handelt es sich um eine vormoderne Institution mit verschiedenen sozialen Funktionen. Bezeichnet sind damit ländliche Arbeitstreffen an Winterabenden, in welchen diverse Arbeiten (Spinnen, Nuß-, Mais- oder Kastanienschälen, Tabakenthülsen, Federspleißen usw.) mit vielfältigen Unterhaltungen verbunden wurden (vgl. Schenda 1993; Shojaei Kawan 2007). Heinrich Rausch musste in seiner Untersuchung des Spieleverzeichnisses von 1908 für Fischarts „Rockenstubenspiele“ das Fehlen zuverlässiger Quellen einräumen. Er berief sich bei seinen Zuordnungen bestimmter Spielnamen zu dieser Kategorie auf „innere, ich möchte fast sagen, instinktmäßige Vermutungen, die sich aus dem Wortlaute des Ausdrucks ergeben können“ (Rausch 1908, LXV). Diese Vermutungen freilich gründen in einer sehr spezifischen Vorstellung von der Spinnstube: „Wo die Kunkelstube nicht aufgehoben ist, da fehlen aber doch die lustigen Spiele und Vergnügungen, in denen die erwachsenen Burschen und Mädchen sich so recht noch als Kinder fühlten, als Kinder spielten und sich neckten. Wo sind sie hin, diese schönen Spiele und Lieder? – Vergessen? Verloren?“ (Rausch 1908, LXVII). In solchen Formulierungen ist unschwer ein typisch Phänomen der deutschen Moderne nach der Industrialisierung auszumachen: die moderne Kunkelstuben-nostalgie. Wenn wir freilich auf die drastische Darstellung einer Rockenstube in einem Holzschnitt Barthel Behams schauen (Abb. S. 16), bekommen wir einen Eindruck davon, was Fischarts „Rockenstubnarrische Spil“ tatsächlich andeuten.

Mit Blick auf diese zeitgenössische Darstellung wird deutlich, dass Fischart nicht nur einige harmlose, heute aber vergessene Gesellschaftsspiele, sondern zugleich und einmal mehr ein Phantasma des Exzesses aufruft.

Mit den „Schlaftrünckliche[n] übungen“ verhält es sich ähnlich. Ein ‚Schlaftrunk‘ bezeichnet exzessives Schlemmen und Saufen bei geselligen Zusammenkünften in privaten Haushalten. Wenn Fischart seine Leser andernorts als „Schlaftrünckene wolbesoffene Kautzen und Schnautzhän“ (Fischart 1977, 19) anspricht oder das Verb ‚schlaftrinkelieren‘ verwendet, ist genau das gemeint. Im letzten Kapitel der *Teütschen Speiszkammer* von Hieronymus Bock aus dem Jahre 1555 findet sich eine Darstellung solcher Exzesse, die, obgleich sie satirisch überzeichnet ist, deutlich genug zeigt, dass hier kein gesundheitlich unverfänglicher Schlummerschoppen gemeint sein kann (Bock 1555, cxiiij^r-cxix^v). Auch mit den „Schlaftrünckliche[n] übungen“ zielt Fischart also weniger auf eine konkrete Spielpraxis als vielmehr auf die Verschärfung der exzessiven Konnotationen seines Katalogs. Im Zusammenhang mit Spinnstube und Schlaftrunk enthält schließlich auch der erwähnte „Wald mit Rhätersch“ Konnotationen der Zügellosigkeit und

Enthemmung. Er lässt sich auf die diversen Rätsel beziehen, die im Katalog untergebracht sind: Auf vielen Titelbildern der Rätselbücher im sechzehnten Jahrhundert sind Trinkgelage, Spinnstuben oder Spielszenen abgebildet (vgl. Bismark 2007, 527–549).



Nachweis: Barthel Beham: Die Spinnstube, Holzschnitt (Nürnberg ca. 1524).

IV Roman und Wissen

Abschließend möchte ich der Frage nachgehen, ob Fischarts Parodie der Enzyklopädik als solche im Roman selbst programmatisch reflektiert wird. Mir scheint dies im Rahmen der Vorrede der Fall zu sein. Fischart treibt hier einmal mehr eine besondere Form der Rabulistik, indem er eine Fülle von literarischen Belegen dafür anbietet, dass man das Lesen in Büchern unterlassen solle. Unter den vielen Exempeln dafür finden sich auch zwei Spiele, die Thomas Murner erfunden haben soll. Fischart erwähnt Murners *Chartiludium* und ein von ihm ersonnenes Schachspiel, um daran zu zeigen, dass es Erfindungen gebe, die in der Enzyklopädie des Polydor Vergil vergessen worden seien. Der Passus steht im Kontext einer Reihe von Exempeln, die von Versuchen erzählen, das Lesen

in Büchern zu unterbinden: „Darumb war unsers Barfüserischen Superioristen Murnarrs Fund mächtig wol bedacht, und nimbt mich wunder, wie es Polidor Vergil in seim buch von Erfindern allerhand sachen hat außlassen können: er sahe wie ärgerlich ding oft inn Büchern stund, darumb erfand er *Cartiludium Institutionum*, und ein Schachspiel, *ubi trahunt quantitates*.“ (Fischart 1977, 30) Als Beispiele für Erfindungen Murners zur Verhinderung des Lesens werden also Karten- und Brettspiele angegeben, die durch die Verballhornung des Namens ihres Erfinders (*Murnarr*) mit dessen Narrensatiren in Verbindung gebracht werden. Beim „*Chartiludium institutionum*“ handelt es sich um ein Kartenspiel, das die sechshundertundsechs Paragraphen der *Institutionen* des Kaisers Justinian auf einhunderteinundzwanzig Karten bildlich chiffrierte und Studenten der Rechte eine spielerische Memorierungshilfe bot: Die auf den Karten niedergeschriebenen Stichwörter veranlassten die Spieler entweder in Form einer Selbstabfrage oder eines Stichspiels, Definitionen aus den *Institutionen* aufzusagen. Das Schellen-As zum Beispiel, das den Kaiser Maximilian darstellt, enthält das Wort *Iustitia* und bezieht sich auf das die *Institutionen* eröffnende Incipit: „*Iustitia est constans et perpetua voluntas jus suum cuique tribuens*.“ Von dem Kartendeck haben sich nur drei Exemplare unvollständig erhalten, das Spiel erschien in Straßburg auch als Buch (Murner 1518). Es wurde mitunter als magisches Werkzeug beargwöhnt und findet auch in den *Dunkelmännerbriefen* Erwähnung. Fischart invertiert in seiner Präsentation dieser Spiele ihre von Murner immer wieder behauptete Funktion: Sie sollten den Studenten ermöglichen, das Bücherwissen rasch aufzunehmen, gut zu behalten und den *appetitus legendi* zu befördern (vgl. Sieber 1875; Kuhn 1993; Pauser 1996). Bei Fischart sollen sie hingegen das Lesen in Büchern erübrigen.

Inszeniert wird bei Fischart der spielerische Umgang mit Wissen als Desiderat von Enzyklopädiën nach dem Muster Polydor Vergils. Fischart beansprucht, mit der *Geschichtklitterung* eine Lücke zu füllen. Ihm geht es um jene Spiele, die in der berühmten Polydor'schen Enzyklopädie der Erfindungen und Erfinder nicht vertreten sind – um Spiele mit der Kontingenz von Texten und von Wissen. Fischarts Roman geriert sich somit als die andere Enzyklopädie des Wissens, eine, die jenseits disziplinierter Diskurse und Institutionen, aber auch jenseits der diese abbildenden Enzyklopädik einen eigenen Umgang mit Wissen betreibt. Fischarts *Geschichtklitterung* insistiert programmatisch darauf, sowohl eine anti-enzyklopädische Wissenssatire als auch ein Spiel mit Wissen und Enzyklopädik zu sein.

Literatur

- Bachorski, Hans-Jürgen. *Irrsinn und Kolportage. Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2006.
- Bismark, Heike. *Rätselbücher. Entstehung und Entwicklung eines frühneuzeitlichen Buchtyps im deutschsprachigen Raum. Mit einer Bibliographie der Rätselbücher bis 1800*. Tübingen: Niemeyer, 2007.
- Bock, Hieronymus. *Teutsche Speizskammer* [...]. Straßburg: Wendelin Rihel, 1555.
- Brandt, Sebastian. *Das Narrenschiff. Studienausgabe. Mit allen 114 Holzschnitten des Drucks Basel 1494*. Hg. von Joachim Knappe. Stuttgart: Reclam, 2005.
- Brednich, Rolf Wilhelm. „Schwankballade.“ *Handbuch des Volksliedes*. Bd. 1: Die Gattungen des Volksliedes. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u. a. München: Fink, 1973.
- Bulang, Tobias. „Manierismus? Fischarts *Geschichtklitterung*.“ *Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren*. Hg. von Anja Becker, Jan Mohr. Berlin: Akademie, 2010. 285–300.
- „Spiele in Johann Fischarts *Geschichtklitterung*.“ *Literatur und Spiel. Zur Poetologie literarischer Spielszenen*. Hg. von Bernhard Jahn, Michael Schilling. Stuttgart: Hirzel 2010. 45–69.
- *Enzyklopädische Dichtungen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Fallstudien zu Hugo von Trimberg, Heinrich Wittenwiler und Johann Fischart*. Berlin: Akademie, 2011.
- Cicero, Marcus Tullius. *De officiis. Vom pflichtgemäßen Handeln. Lateinisch-deutsch*. Hg. und übers. von Rainer Nickel. Düsseldorf: Artemis & Winkler, 2008.
- Fischart, Johann. *Geschichtklitterung (Gargantua). Text der Ausgabe letzter Hand von 1590. Mit einem Glossar hg. von Ute Nyssen, Nachwort von Hugo Sommerhalder, Illustration nach Holzschnitten aus den Songes drolatiques de Pantuagruel von 1565*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1977.
- Franck, Sebastian. *Sprichwörter, Schöne, Weise, Herrliche Clugreden unnd Hoffsprüch* [...]. Frankfurt a. M.: Christian Egenolf, 1541.
- Gerke, Hilde. *Sprichwörter und Redensarten bei Johann Fischart. Ein Beitrag zur deutschen Sprichwortgeschichte*. Diss. München, 1953.
- Gibson, Walter S. *Pieter Bruegel and the Art of Laughter*. Berkeley u. a.: Univ. of California Press, 2006. 106–123.
- Graf, Klaus. „Heinrich Bebel.“ *Deutsche Dichter der frühen Neuzeit (1450–1600). Ihr Leben und Werk*. Hg. von Stephan Füssel. Berlin: Schmidt, 1993.
- Hauffen, Adolf. *Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation*. 2 Bde. Berlin, Leipzig: der Gruyter, 1921/22.
- Junius, Hadrianus. *Nomenclator omnium rerum propria nomina variis linguis explicata* [...]. Antwerpen: Christoph Plantin, 1567 [Nachdruck Hildesheim: Olms, 1976].
- Kellner, Beate. „Fischarts *Geschichtklitterung* und Rabelais' *Gargantua*. Komparatistische Perspektiven.“ *Germanisch-romanische Monatsschrift* 59 (2009): 149–168.
- „Spiel mit gelehrtem Wissen. Fischarts *Geschichtklitterung* und Rabelais' *Gargantua*.“ *Text und Kontext. Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik*. Hg. von Jan-Dirk Müller. München: Oldenbourg, 2007. 219–243.
- „Verabschiedung des Humanismus. Johann Fischarts *Geschichtklitterung*.“ *Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. XVIII. Anglo-German Colloquium, Hofgeismar 2003*. Hg. von Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer und Stefanie Schmitt. Tübingen: Niemeyer, 2008. 155–182.

- Kuhn, Barbara. *Gedächtniskunst im Unterricht*. München: Iudicium, 1993.
- Luff, Robert. *Wissensvermittlung im europäischen Mittelalter. „Imago mundi“-Werke und ihre Prologe*. Tübingen: Niemeyer, 1999.
- Meier, Christel. „Grundzüge der mittelalterlichen Enzyklopädie. Zu Inhalten, Formen und Funktionen einer problematischen Gattung.“ *Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit*. Hg. von Ludger Grenzmann, Karl Stackmann (Hg.), Symposium Wolfenbüttel 1981. Stuttgart: Metzler, 1984. 467–503.
- Mertens, Dieter. „Heinrich Bebel.“ *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*. Hg. von Franz Josef Worstbrock. Bd. 1. Berlin, New York: de Gruyter, 2005. Sp. 142–163.
- Michel, Paul. „Nihil scire felicissima vita. Wissens- und Enzyklopädiekritik in der Vormoderne.“ *Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien*. Hg. von Theo Stamm, Wolfgang E. J. Weber. Berlin: Akademie, 2004. 247–289.
- Müller, Hans-Christian. *Die Liederdrucke Christian Egenolffs. Rekonstruierte Liedsätze aus den 56 Liedern und den Graßliedlin*. Diss. Kiel, 1964.
- Murner, Thomas. *Chartiludium Institute Summariae doctore Thoma Murner memorante et ludente*. Straßburg: Johannes Prüs, 1518.
- Neithart Fuchs. *Die Historien des Neithart Fuchs*. Nach dem Frankfurter Druck von 1566 in Abbildungen hg. von Erhard Jöst. Göppingen: Kümmerle, 1980.
- Pauser, Josef. „Welch Frevel! Jetzt erscheinen die kaiserlichen Edikte gar noch als Spielkarten.“ – Thomas Murners juristisches Lehrkartenspiel über die Institutionen Justinians.“ *Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte* 18 (1996): 196–225.
- Plinius, Gaius Secundus. *Naturkunde. C. Plinii secundi naturalis historiae libri XXXVII. Lateinisch/deutsch*. Hg. und übers. von Roderich König u. a. 37 Bde. Zweite, zum Teil überarbeitete Auflage. Zürich: Artemis & Winkler, 1996.
- Polydor Vergil. *Eigentlicher bericht / der Erfinder aller ding / [...]*. Inn acht Büchern von Polydoro Vergilio im Latein beschrieben / Jetzunder aber durch Marcum Tatium Alpinum treulich verdeutscht [...]. Frankfurt am Main: Weygand Han, o. J. [um 1560].
- Polydorus Vergilius. *On Discovery*. Ed. and Transl. by Brian P. Copenhaver. Cambridge/Mass.: Harvard University Press, 2002.
- Rabelais, François. *Œuvres de François Rabelais*. Édition critique publiée par Abel Lefranc u. a. Tome premier: Gargantua. Prologue – chapitres I–XXII avec une introduction, une carte et un portrait. Paris: Champion, 1912.
- *Œuvres complètes*. Édition établie, annotée et préfacée par Guy Demerson, avec une translation due à Philippe Aubrée. Texte latin établi, annoté et traduit par Geneviève Demerson. Paris: Seuil, 1973.
- *Gargantua*. Übers. und kommentiert von Wolfgang Steinsieck. Nachwort von Frank-Rutger Hausmann. Stuttgart: Reclam, 1992.
- Rausch, Heinrich A. *Das Spielevelverzeichnis im 25. Kapitel von Fischarts Geschichtklitterung (Gargantua)*. Straßburg: Heitz, 1908.
- Regis, Gottlob. *Meister Franz Rabelais der Arzeney Doctoren Gargantua und Pantagruel aus dem Francösischen verdeutscht mit Einleitung und Anmerkungen, dem Varianten des zweyten Buches von 1533, auch einem noch unbekanntem Gargantua*. Hg. durch Gottlob Regis. Zweyter Theil. Anmerkungen, Erste Abtheilung. Leipzig: Barth, 1839.
- Schank, Gerd. *Etymologie und Wortspiel in Johann Fischarts „Geschichtklitterung“*. Zweite, mit Literaturnachtrag ergänzte Aufl. Kirchzarten: Burg, 1978.

- Schenda, Rudolf. *Vom Mund zum Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte des volkstümlichen Erzählens in Europa*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1993. 105–114.
- Schilling, Michael. „Skeptizistische Amplifikation des Erzählens. Fischarts Antworten auf die epistemische Expansion der Frühen Neuzeit.“ *Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert*. Hg. von Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Peter Strohschneider. Tübingen: de Gruyter, 2011. 69–89.
- Screech, Michael Andrew. *Rabelais*. London: Duckworth, 1979.
- Seelbach, Ulrich. *Ludus lectoris. Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Heidelberg: Winter, 2000.
- Seneca, Lucius Annaeus. „Suasorium liber.“ *L. Annaei Senecae oratorum et rhetorum sententiae divisiones colores*. Hg. von H. J. Müller. Hildesheim, Zürich, New York: Olms, 1990 [Zweiter Nachdruck der Ausgabe Wien, 1887].
- Shojaei Kawan, Christine. „Spinnstube“. *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich. Berlin, New York: de Gruyter, 2007. Bd. 12. Sp. 1071–1077.
- Sieber, Ludwig. „Thomas Murner und sein juristisches Kartenspiel.“ *Beiträge zur vaterländischen Geschichte* 10 (1875): 273–316.
- Spengler, Walter Eckehart. *Johann Fischart, genannt Mentzer. Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts*. Göppingen: Kümmerle, 1969.
- Stackelberg, Jürgen von. „Das Bienengleichnis. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Imitatio.“ *Romanische Forschungen* 68 (1956): 271–293.
- Sturlese, Loris. *Die deutsche Philosophie im Mittelalter. Von Bonifacius bis zu Albert dem Großen (748–1280)*. München: Beck, 1993.
- Warning, Rainer. „Konterdiskursivität bei Rabelais.“ *Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert*. Hg. von Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Peter Strohschneider. Tübingen: de Gruyter, 2011. 21–39.
- Weinberg, Florence M. *Gargantua in a Convex Mirror. Fischart's View of Rabelais*. New York u. a.: Lang, 1986.
- Williams, Charles Allyn. „Zur Liederpoesie in Fischarts Gargantua.“ *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 35 (1910): 395–464.